

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 21 (1939)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Hausfrau und daß das Ideal eine freudige
Fähigkeit ist, die nur durch Anerkennung
von Seiten des Gatten geübt wird, darüber
sind sich alle einig. Und gerade deshalb hat
der Mann ein festes Zielgedenke eines
Stiefens, ja geradezu dem Wesen der Ehege-
meinschaft entgegengeleitet.

Praktisch scheiden bei dieser Frage wohl die
Büchereien und Geschäfte weitgehend aus.
Wo gemeinsame Arbeit gemeinsamen Verdienst
einbringt, wird es selten in Frage kommen,
daß der Frau die Mittel zur Erfüllung ihrer
persönlichen Bedürfnisse besorgt bleiben. Diese
Frauen sind in der Arbeit „Partner“, wie es
alle Ehegatten in der Lebensgemeinschaft sein
sollen, einer Lebensgemeinschaft, bei der natür-
licher Mann den äußeren, die Frau den in-
neren Dienst übernimmt. Stellt nun der Mann,
— sei es ein Beamter, ein Arbeiter, ein Arzt —
vertrauensvoll und großzügig der Frau für den
Haushalt die Summe zur Verfügung, die er auf-
bringen kann, läßt sie einfach Teil haben,
so wird die gute Hausfrau im Laufe der Jahre,
so wird die gute Geschäftsfrau im Laufe der Jahre,
so wird die gute Geschäftsfrau im Laufe der Jahre,
so wird die gute Geschäftsfrau im Laufe der Jahre,
so wird die gute Geschäftsfrau im Laufe der Jahre,

Familie herauszuwickeln. Ein guter Ansporn
zu rationellem Wirtschaften, zumal für jüngere
Hausfrauen.

Aber, wie es nicht nur gute Hausfrauen gibt
und nur für solche läßt sie ein „Zuschlag-
geld“ vorgehen — so wird man mir einwen-
dend, gibt es auch manche kleinliche Gemü-
ter. Ingelegenheit — doch auch die Weisheit
von diesen wird vernünftigen Vorstellungen eher zu-
gänglich sein, als geistlichen Maßnahmen. Und
— was ist für die Frau bei einem ungenü-
genden, notwendig „gelegentlich eingeklagten“
Zuschlaggedenke?

Eine geistliche Aufgabe aber ergibt sich
sich daraus für die Frauen: Vehr zu Ehren
nein gerechte Würdigung der Arbeit, die sie
Mutter und Schwester täglich tun, lehrt sie
Mütterlichkeit als Pflicht, nicht nur als schöne
Tugend — denn aus ihr wird das Gefühl der
moralischen Verpflichtung der Frau gegenüber
erwachsen, wird der Mann gerne nach einem
schwierigen und greifbaren Ausdruck der Anerken-
nung suchen.

Alsdiesem Wege könnten die Frauen sich ein
gerne erwünschtes „Gehaltsrecht“ schaffen, das
sicher benutzt wäre, als ein auf geistlichen
Wege erwerbter Anspruch.

Wollen bleibt, und mit ihm bleibt die
Möglichkeit neuer Wege der Bewirkung, in
richtiger Erkenntnis früherer Verirrungen. So
viele wissen und empfinden es heute, vieldes
noch dumpf und unklar, daß der Weg der
mechanischen Lebenserhaltung mit ihrem unzer-
störlichen Materialismus ein Irrweg war. So
viele suchen, die einen laut, still die andern,
nach jenem Schlüssel zu einem bessern morgen.
Schritte er nicht dort sein, wo geistige und seel-
liche Kräfte in harmonischer Ergänzung nach
oben, nach einer vollkommenen Gestaltung aller
Lebensbeziehungen trachten? Dort, wo neben
dem Erkenntnisdrang das menschliche
Gefühl die leitende Macht menschlicher Gütet
tritt? Und wäre es nicht möglich, daß durch die
Frau, durch uns Frauen alle, die helle Macht
aufsteigen würde, um den dunklen Mächten
bunster Gewalt, halb jeder Denkmals und
wehrender menschlicher Leidenschaften sie sich zu
widertreten?
H. H. M.

Frau Dr. Mina Weber

Am 11. Januar hat die Karauer Solda-
tenmutter nach schweren Krankheitsagen ihre
Lugen für immer geschlossen. Sie hatte bis zum
letzten Augenblicke ihren Posten wieder übernom-
men zu können, denn sie wollte, wie nötig ihre
Arbeit in der Soldatenküche Karau war; das
Schicksal hat es anders bestimmt.

Mina Weber-Greiflich wurde 1877 als Tochter
des Angenehm Örenth geboren und verlebte
ihre Jugendzeit in Luzern. Sie vermählte sich
früher mit Dr. Weber von Ruzhof, Jun., der
in Wädli eine ausgebreitete Arztpraxis hatte. Sie
half ihrem Gatten in der Apotheke und in der
Betreuung seiner Patienten, bis sie 1921 Witwe
wurde. Sie meldete sich kurz darauf beim Schwei-
zerischen Verband Volkssoldaten, weil ihre tätige
Karier in einer gemeinsinnigen Arbeit Bestätig-
ung suchte.

Leider waren ihr eigene Kinder verjagt ge-
blieben, aber ihre große Mütterlichkeit mußte
sich auswirken lassen.

Nach einem kurzen Praktikum in der Solda-
tenküche Bellinzona erhielt sie die Leitung der
Soldatenküche Lugnez. Dann wurden ihr die
Aufgaben einer Hausmutter im ersten Stäben-
ärztlichen Majoratslazaret übertragen, die sie
zwei Sommer durchführte. Das war eine Tätig-
keit nach ihrem Herzen. Hier konnte sie junge
Menschen betreuen und einer aufbauenden Idee
zum Durchbruch verhelfen.

Im Jahre 1926 wurde Frau Dr. Weber die
Führung der Soldatenküche Karau übertragen,
die sich damals noch in einer Baracke im Garten
des Jägerregiments befand und sehr primitiv be-
trieben werden mußte. Erst im Laufe 1927 konnten
die bedeutend perfizierteren und schöneren
Räume im Jägerregiment zu einer Soldatenküche
umgewandelt werden.

Zehende von Rekruten, Soldaten, Unteroffi-
zieren und Offiziere haben die Fürsorge dieser
wärmeliebenden Soldatenmutter genießen dürfen,
der keine Arbeit zu viel, keine Stunde ungenüt
kam. Sie hat die Tradition der Soldatenmutter
da die Beziehung in einer Zeit weitergeführt,
da die Arbeit zur Armut nicht viel galt, ja oft
verhört wurde.

Vor allem galt ihre Liebe und Herzenswärme
den jungen unbescholtenen Rekruten, die sich zu-
erst in der neuen rauhen Umgebung nicht zurecht
fanden. Sie war die Vermittlerin zwischen Hei-
mat und Soldatenwelt und oft Reaktionen aus-
gesprochen, gemindert, gepflegt, aber auch rohe
Menschen in den Sattel gestellt, wenn sie es
als notwendig erachtete. Die Herzensgüte, der
feine Takt und der sonnige Humor dieser wahr-
haft mütterlichen Frau haben ihr viele Freunde
erworben. Die ehemaligen Rekruten haben ihr
als Offiziere die einjährige Fürsorge durch Unter-
stützung der Soldatenküche gedankt.

Trotz aller Anfeindungen vom Seiten ihrerje-
ner Kreise, die an dem Bestehen der Soldaten-
küche Karau zweifeln wollten, war es offenkundig,
daß genügend Freunde an Werke waren,
um diese Einrichtung zu schützen.

Es ist kein Zweifel, daß die Angriffe gegen
Werk der Soldatenküche, dem Frau Dr. We-
ber ihre ganze Kraft und ihr gütiges Wesen
gewidmet hatte, an ihrem Lebensmark zehren.
Sie konnte es nicht begreifen, daß man den Sol-

daten das Heim, wo sie sich wohl fühlte, weg-
nehmen wollte. Die große Not ihrer Krankheits-
tage galt der Sorge, die Soldatenküche Karau zu
schützen. Nun hat sie den Kampf aufgeben müs-
sen, sie ist zur großen Armut abern, es worden.
Wir aber haben das Erbe dieser unendlich göt-
lichen, liebevollen Frau übernommen!

Zehende von Soldaten werden das Anden-
ken ihrer ehelichen Karauer Soldatenmutter in ho-
hen Ehren halten!

Der Schweizer Verband Volkssoldaten wird seine
treue, opferbereite Mitarbeiterin, die den „Dienst
an Volk“ in höchstem Sinne ausübte, nie ver-
gessen!
E. S. Sp.

Das menschenfreundliche Ziel.

das die in der letzten Nummer veröffentlichte
Eingabe des Bund Schweizer Frauenvereine an
den Bundesrat zu erreichen sucht: die Weg-
fallung des Wortes „unehelich“ in den Aus-
weisgesetzen, wird hoffentlich erreicht werden. Die
Eingabe geht, wie man uns berichtet, auf die
Initiative der 1927 in Güttingen geborenen
Bedwig Sommer zurück. Durch ihre unablässige
Bemühungen hatte Frau Sommer die Abstel-
lung für Frauen- und Kinderbücher des Bün-
des erwirkt und dazu gebracht, die Frage der Aus-
stellung nicht bifamierender Ausweispassiere den
angehörigen Nationen in empfehlerlichem Sinne
zu unterbreiten. Mit vielen anderen Ländern
erklärte auch die Schweiz prinzipiell ihr
Einverständnis und schrieb in diesem Sinne an
die kantonalen Regierungen. Diese beifügen
jedoch gelegentlich einer neuen Mahnung, die sie
dann an die Gemeinden weiterleiten sollten.
Wichtig ist jedoch, daß alle die Frauen, die
insgesamt in der Fürsorge auf Schwierigkeiten
stießen, welche ihren Schüligen aus bifamie-
renden Ausweispassieren erwachsen, solche Fälle
den Behörden melden und wissen, daß in jedem
Falle abgeleitete Geburtsurkunde verlangt werden
können. Sie sollten sich dafür einsetzen, daß in
der Regel überhaupt nur noch solche ausgestellt
werden, daß also auch eine besondere Gleich-
heitsgesetzgebung dahinfällt.

Und dennoch — !

Eine große Anzahl tschechoslowakischer Frauen
haben sich zum „Nationalen Rat tschech-
oslowakischer Frauen“ zusammengefunden,
um geistig, moralisch und wirtschaftlich aus
der Katastrophe ihres Staates zu retten,
was möglich ist; Zukunftsbereit zu leisten.

Es ist von nicht zu unterschätzender Bedeu-
tung, daß die Frauen des Volkes, welches in
höchster Not von allen Bundesgenossen im Stich
gelassen wurde, nicht bezweifeln, sich nicht er-
geben, sondern mutig und aufrecht weiter kämp-
fen wollen für die Güter, die ihnen Majarat
und Besitz erobert haben.

Diese Frauen kämpfen nicht mit leeren Worten,
sondern sie wissen, daß sie den Worten und
Sankt und Recht geben, wenn sie mit den
Realitäten des Lebens rechnen und in erster
Reihe dafür sorgen, daß ihr Volk nicht der wirt-
schaftlichen Not durch Arbeitslosigkeit preisge-
geben wird. Sie wollen ihren Teil auf sich neh-
men an der wirtschaftlichen Neu- resp. Umgestal-
tung ihres verkleinerten Landes. Ihr Vorgehen
hat nicht das Geringste zu tun mit materialisti-
scher Weltanschauung, oder materiell-egoistischer
Einstellung, sondern ist ein Beweis richtiger Er-
kenntnis, daß ein Volk, um geistig und kul-
turarbeit zu behaupten zu können, in erster Linie
arbeiten muß und daß für die produzierenden Güter
Abgabemöglichkeiten geschaffen werden müssen.
In diesem Sinne werden sich der „Nationalen
Rat der tschechoslowakischen Frauen“ an die
Frauen anderer Länder und bitten:

* „Rufft solche tschechoslowakische Waren, die in Eu-
ropäischen Ländern nicht produziert werden. Ihr ers-

* Präsidentin ist Senatorin F. S. Plamin-
tova Prag II, Wladawsk u. 7.

Unsere Zeit und der Intellektualismus

Es kann wohl heute kaum mehr ein Zweifel
darüber bestehen, daß sich die Menschheit in
einer Epoche befindet, die geistige Qualitäten
nicht allzu hoch einschätzt. Täglich und stündlich,
auf Schritt und Tritt ereilen uns ungeschö-
ne Beweise für diese Umstellung der Werte. Über-
flüssige Leistung wird bewundert; ihre Vollbringer
sind die Seltenen, die Güter eines großen Zeital-
ters unserer Jugend. Dieser Triumph der Materie
über den Geist, der rohen Gewalt über die Fein-
heit seelischer und geistiger Kräfte, vorbereitend
durch weltanschauliche Umwälzungen des letzten
Jahrhunderts, erfüllt uns heute, da uns jenseit-
lichen Konsequenzen zu treffen drohen, mit ohn-
mächtiger Angst. Wir erkennen vor den ver-
schlungenen Ergründungen und Fortschritten
unserer vielgelobten Technik, vor diesem Beiz-
alter des eifrigen Menschens. Und wie fragen
nach der Ursache dieser Umkehr und Abkehr von
einem Bestehen, vom Intellektualismus (das
Wort ist hier nicht in seiner freigenen philo-
sophischen Bedeutung, sondern mehr in der
bekannteren menschlichen Grundbedeutung ver-
standen).

Wenn wir den Aufstieg und Untergang menschen-
licher Ideen und Bewegungen verfolgen, so
stehen wir stets wieder auf die Tatsache, daß der
Untergang jeder Bewegung, jeder Idee in ihr
selbst schon begründet war. Die ethische Reife
einer idealen Bewegung trägt sie aufsteigend
zum Sieg; ihre Vermischung mit niedrigen
Elementen, ihre Verwendung zu niedrigen Zwe-
cken führt sie zu frühzeitigem Scheitern, zur
Zerstörung nach leuchtender Blüte.

Mag es sich nicht in unserem Falle ähnlich
verhalten? In zweifelhafte Hinsicht? Wo ist heute
die reine wissenschaftliche Fortschreibung der
ersten Zeit technischer Entdeckungen geblieben? Und
wohin haben uns die Resultate dieser Technik ge-
führt? Hat sich die ursprüngliche Idee der Be-
lebung der Elemente durch den menschlichen
Geist zum Wohle der Menschheit in ihrer reinen
Kraft erhalten? Ist sie nicht vielmehr zum
Mittel herabgesunken, das dem unentwickeltsten
aller Zwecke dienen muß, der jammervollen Ver-
nichtung? Und wo ist ferner Geist geblieben, der
Fortsicht um der Erkenntnis willen, getrieben
vom Drang nach letzten und unerschöpflichen
Wahrheiten? Wie forschen heute um materielle
Lohn, um irdischen Gewinn. Und was haben wir

dabei gewonnen an wahrer Erkenntnis, an wirk-
licher Weisheit? Wohl wenig oder nichts. Hat
sich nicht vielmehr unsere Wissenschaft verflacht,
wohl verbessert, aber nicht vertieft? Sie hat
uns Zivilisation gebracht, aber nicht Kultur.

Und die Wissenschaftler selbst, die Intellek-
tuellen? Kennen sie, die früher nur wenigen
Ausgewählten vorbehalten waren, sind heute Ge-
meingut aller geworden; die Menschheit ist reicher
geworden an Wissen, aber viellecht ärmer
an Weisheit. Der Kampf erster wissenschaftli-
cher Fortschritte und damit erschlossener seel-
licher Möglichkeiten hat wie Licht begründet,
zu einer Überhebung dieser Seite menschli-
chen Wissens, zu einer Überhebung theoretischen
Wissens, zu einer Verblendung dieser „Gehilfen“
gehört. So entstand jenseitlich ein
Sinn von Intellektualismus, hervorgegangen aus
der allgemeinen Bildungsmaßnahme, der wohl über
ein unangenehmes Wissen verfiel, dessen Wissen
aber ohne ein nicht „Weisheit“ war. Wissen
bleib diesem für sich; sie vermag nicht den ganzen
Menschen zu durchdringen, bleibt an der
Oberfläche haften, anstatt die Wurzeln des
Menschseins zu erfassen. So wird Wissen nicht
zum Segen, nicht für den Einzelnen, nicht für
die Gemeinschaft. Solches Wissen führt nicht
zu einer von den Kräften des Geistes dirigier-
ten ethischen Lebensgestaltung, sondern zu leichter
Überheblichkeit.

So war der Intellektualismus unseres Jahr-
hunderts von zwei Seiten umschloffen. Er hat ver-
sagt, indem er der Menschheit nicht den Segen
weiser Erkenntnis, sondern die Mittel rohen
Gewaltens und raffischer Verdrängung ge-
bracht hat. Er hat aber auch verjagt in unglück-
lichen seiner Träger, denen Wissen hiesige Sache
des Gedächtnisses, Angelegenheit praktischer
Gedürftigkeit blieb, nicht aber wahrer und tiefer
Wissen des ganzen Menschen.

War diejenige der Boden für eine kommen-
de Umwälzung nicht sattsam vorbereitet? Sie
kam, — nicht als Erneuerung der geistigen Werte,
sondern als Kampf gegen jene, die sich abwärts
den Menschen ins Verderben gestürzt, die ihm
genommen, was früher sein Halt war, ohne ihm
diesen Trost der Gerechtigkeit im Mitleid und Jam-
mer irdischer Gegenwart durch besseres Erleben
zu können. Wenn jene Strömungen einseitiger Be-
tonnung des bloßen technischen Wissens heute in
fürchterlicher Reaktion erigiert wird durch das Ver-
harren elementarer Triebe, so trifft der Vorwurf
der Schuld nicht nur das Letztere.

Wir aber wissen, daß äußere Bewegungen und
ihre Einrichtungen, mögen sie auch mit dikta-
torischer Gewalt und dem Anspruch auf ewige
Dauer auftreten, untergehen, verschwinden können.
Verpflichtungen sind aber nie die Idee, je-
nes ewige Streben des Menschens
aus materieller Gebundenheit nach
Verwirklichung durch die Kräfte
des Geistes und der Seele. Wenn auch
dieses Streben in seinen sichtbaren Auswirkungen
oft abwegig, ja verwerflich sein kann, das hei-

schändliche Musikfreundin hat sie außerdem
den reinsten Genuß von den Werken des Meisters, denen
sie mit liebevollstem Ohr zur Aufmerksamkeit durch
bedeutende Künstler im In- und im Auslande ver-
steh. Dabei bleibt sie, ganz im Dienst der Sache
und der künstlerischen Bewusstheit für die sie
tritt, mit ihrer eigenen Person völlig im Hinter-
grund. Es geht um die Bedingung ihres Verhältnisses
an die beide Partner sich gebunden fühlen, daß das
persönliche Zusammensein nie gerät, in abstrakt
genommen wird, der Reiz der Ferne macht das Bild
dieser Freundin nicht aus, an deren Form keiner von
ihnen etwas ändern möchte. So blieb diese eigen-
artige Beziehung zwischen den beiden hochbegabten
Künstlern in der Schwere des Geistes und bei beiden
hielten sie nach Möglichkeit vorzogen, um ihre
reine Schönheit nicht durch das Mißgeschick Ver-
ständnislosigkeit zu gefährden. Ihr Briefwechsel aber,
das einzige Dokument dieses Seelenbundes, kam im
September 1935 ans Licht. Er bestand sich im Nach-
satz eines von den Volksgenossen erschollenen
Gedichtes der Frau von Wed. Frau wurde er in Auf-
sicht verwahrt und liegt nun einem russischen
Emigranten in der vorliegenden, etwas gestrich-
ten Form vor.

Lebensabend bricht dieser Briefwechsel ebenso
unvermutet wie er angefallen hat, nach 13 Jahren
Volljährig ab. Vom 22. September 1890 aus Kitz
ist Tschairowsky letzter Brief an die Freundin datiert,
auf den er keine Antwort mehr erhalten hat. Und
die Gebenden hören auf, ohne daß dies durch finanzielle
Verhältnisse der Gomerin zu begründen war. Der Künstler, der inzwischen
zur Weltberühmtheit und auch zu äußerer Sicher-
stellung gelangt war, litt ferner unter der seelischen
Enttäuschung. Der Grund des plötzlichen, offenbar
absehbaren vollständigen Bruches blieb ihm ein Rätsel.
Noch auf dem Sterbebett — drei Jahre später hatte
er schon vollendet — murmelte er vorwärtig den

Namen der großherzigen Freundin, von der er un-
vergessliche Gattin, aber auch tiefste Verwundung
empfangen hatte.

Daß das Hauptthema dieser Briefe die Musik
ist, in der der Mann seinen Lebensinhalt, die Frau
aber, wie sie einmal ausdrückt, von einsig gültigen
Ertrag für das Glück gefunden hat, versteht sich
von selbst. Die zweite große Liebe im Leben jeder
ist die Natur, die sie auf den herrlichen russischen
Landstrichen, wo der Komponist in Abwesenheit der
Freundin als ihr Gast weilte oder auf Auslandsreisen
im westlichen Deutschland, in der Schweiz, in Ita-
lien, in Frankreich dankbar genossen. Ein Auszug
ein kurzer Satz lautet oft die tiefe Freude an „Der
Näher liegt in voller Wärme.“ Heute ein Zeilenraum
weiter. Die Musik ist nicht mehr, sondern „Liedlichkeit
ist ein einmüdiges Auswachen.“ „Mein
o Meinen! Hier verzeihe ich alles: mich selbst und
ihren Verdruß.“

Vielles auf diesen Blättern ist bei der großen
Auffassung, die sich die beiden aufzulegen, nur
zwischen den Aellen zu lesen. Selten bricht das
Temperament unbedeutend hindurch wie in dem lebens-
schafflichen Bekenntnis „Niederträglich“, das sie nach
Eingabe der 3. Symphonie absetzt, die als „unser
Symphonie“ den ganzen Briefband durchfließt. Diese
Musik hat sie in einem stillen Kaufschreiben
für die zwei Nächte lang den Schlaf nicht finden
kann. „Sie bediene Ihre Bildung! Niemand kann
Ihre Symphonie besser verstehen, besser fühlen als
ich.“ Mit ihrem Leben scheint ihr dies wunderbare
Schöpfung nicht zu teuer bezahlt und nach dem Ein-
gang ihrer Zeitung zu dem Künstler, die sich
über die Erleichterung beruhigen muß, zeichnen sie
als „Ihre Zeit von ganzem Herzen liebend.“ N. o. M.“
Doch auch dieser Brief, der als ungeschrieben rechnet
soll, ändert nichts an dem Leben dieser beiden Ein-
samen. Sätze doch Tschairowsky kurz zuvor ausge-
sprochen: „Mein Verhältnis zu Ihnen, wo wie es

ist, bedeutet für mich das höchste Glück. Der un-
fassbare Reiz besteht darin, daß wir uns, im landläufigen
Sinn, nicht kennen.“ Anders: „Je charmo serait
rompu!“. Dieser Reiz blieb. Er überdauerte selbst
den Bruch. Der Reiz dieses Bruches wird mit ihm
abnehmend, in ihrem Mann, dem abnehmen Untergang
abnehmend, der ihnen Tiefe abt: Leben an Leben.
Elizabeth Sabu.

Die Filmgaube St. Gallen, die nun schon zwei
vorzügliche Aufführungen hinter sich hat, beehrt
weiter der Förderung und Unterstützung des Publi-
kums. Sowohl des bis dahin absehbaren, wie
auch des allgemeinen das wachlos sich von einem
mehr oder weniger geländeten Bild zum andern
treiben läßt. Nicht zu fassen, daß man die anderen Kunst-
unternehmer nur Mühsalens mit dem Augenmerk
genießt nicht! Über ihnen lie dem Guten und dem
Schlechten dienen, dienen sie im besten Falle Genuß
von beiden und nötigen das Publikum dazu, immer
wieder von Neuem selber (und wie oft vergeblich!) auf
die Suche nach wirklichem, gehaltvollem Filmen
zu gehen. Und darüber verliert es schließlich das Recht,
an unterrichten. Durch seinen regen Wunsch,
durch Hinweis auf die Gabe und ihre wohlgeleiteten
Aufführungen. Möge jeder Besucher, dem an dieser
Aufgabe gelegen ist, in diesem Sinne mitwirken und
das in jeder Stadt, in welcher die Filmgaube antel.
Er dient damit seinen Mitbürgern, der Jugend, der
Bildung. Regina Ullmann



Kathreiner erhält munter und
macht lebensfroh, und davon
ist noch keiner dick geworden, —
dafür aber gesund geblieben!

sagt Malameister
Waldmann von
Kathreiner

Die seltsame Liebe Peter Tschairowstky und der Madjesda von Med

Beel. Kocher & Amelang, Leipzig.

Im Jahre 1876, als er 37 Jahre zählt, erhält der
zufällige Komponist, der sich damals am Anfang seiner
musikalischen Laufbahn befand, einen Brief von einer
unbekannten Dame, der seinen Namen die unermessliche
glückliche Wendung geben sollte. Es ist Madjesda von
Med, die an ihm schreibt, die spätere Madjesda von
Med, eine russische Ingenieurin und Erbin eines kleinen
Vermögens, Mutter allerdings auch von 11 Kindern.
Diese ungewöhnliche Frau, vorbildlich in der Er-
ziehung ihrer Kinder, in der Verwaltung ihres Besi-
zes, eine große Natur von Haus aus, hätte als
lebensfähige Lebenspartnerin der Musik, die sie war,
ein warmes Interesse für den noch unbeschriebenen
Komponisten gefasst, von dessen Notlage und dessen
Fortschritt an Moskau Konteraktorium sie Kenntnis
hat. Sie gibt ihm zunächst den Auftrag an
mehreren kleinen Kompositionen, für die sie ihm
ein fürsorgliches Honorar zusammen läßt. Bald gelangt
es ihr, den Künstler zur Abfertigung seines Vermögens
und zur Annahme einer Lebensrente von 6000
Rubel zu bewegen, die ihm die Absingung seiner
höflichen Tätigkeit in voller Freiheit ermöglicht.

13 Jahre lang, von 1876—1890, wüchert nur das
einzigartige Freundschaftsbündnis zwischen den beiden
anverwandten Menschen, das seinen Ausdruck in
dem vorliegenden Briefwechsel gefunden hat. Tschai-
rowstky beehrt in der Frau den guten Genuß
seines Lebens, ohne dessen Eigenschaften er der Ver-
weigerung, in dem Mann zu verfallen wäre, fremd
von Med aber empfindet es als ein großes Glück,
ihrem Bande einen Künstler erhalten zu dürfen,
an dessen Seite sie nicht einen Augenblick zweifelt,
lange, die Augenblicke und die europäische Definitiv-
keit seine Größe anerkennt. Im ungewöhnlich ver-

